Zeitschrift: Ferrum : Nachrichten aus der Eisenbibliothek, Stiftung der Georg Fischer AG

Herausgeber: Eisenbibliothek

Band: 65 (1993)

Artikel: Typisch Mann, typisch Frau : geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und technischer Wandel

Autor: Zachmann, Karin

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-378285

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Typisch Mann, typisch Frau – geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und technischer Wandel

Dr. Karin Zachmann
Technische Universität Dresden
Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften
Institut für Technikgeschichte
Mommsenstrasse 13
D-O-8027 Dresden

In einer 1990 von Doris Janshen unter der provozierenden Frage «Hat die Technik ein Geschlecht?» herausgegebenen Denkschrift kommt eine Gruppe von Frauen aus Wissenschaft, Politik und Praxis zu dem Ergebnis, dass sich die technische Entwicklung als ein Instrument zur Reproduktion der Geschlechterhierarchie in der Gesellschaft erwiesen hat[1]. Mithin waren die Hoffnungen bzw. Befürchtungen in die emanzipatorische Kraft von Technik, die bereits die Diskurse im 19. Jahrhundert beherrschten, nicht in Erfüllung gegangen. Über die soziale Ausgestaltung von Berufen gelang es, den sich entfaltenden Erwerbsarbeitsmarkt in einen weiblichen und einen männlichen Sektor zu teilen und damit die Geschlechterhierarchie zu bewahren. Das gelang gegen die homologisierende Wirkung, die kraftsparende Maschinen auf die Nachfrage nach Arbeit und die schrittweise Liberalisierung der Rechtsprechung auf das Angebot von Arbeit ausübten, in einer Situation, da durch die Auflösung der familialen Produktionseinheit die direkte Unterordnung von Frauenarbeit unter die Kontrolle des männlichen Familienoberhauptes entfallen war.

Wie war das möglich? Was hintertrieb den Einfluss der eben genannten Faktoren, die eigentlich auf eine Aufhebung der Asymmetrie im Verhältnis der Geschlechter hinwirkten? Welche Konzepte und welche realen Interessen lenkten die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung? Dieser Frage wird auf drei Ebenen nachgegangen, erstens auf der Ebene des ökonomischen Denkens und zweitens auf der Ebene der Wirtschaftspolitik. Drittens soll am Fallbeispiel der Maschinisierung der Weberei untersucht werden, wie der technische Wandel die Ausformung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung beeinflusst hat.

Fragen wir zuerst danach, wie im ökonomischen Diskurs der Einfluss des Maschinenwesens auf die Erwerbsarbeit und das Geschlechterverhältnis reflektiert wurde und welche Denkmuster zur Bewertung von Frauenarbeit entstanden. Ich werde hier einige der sich im 19. Jahrhundert in Deutschland entwickelnden ökonomischen Lehrmeinungen betrachten.

Von List bis Schmoller behaupteten alle Nationalökonomen, dass seit der Entstehung von Fabriken der Anteil der Frauen an der Erwerbsarbeit zunahm. Die Bewertung dieser Feststellung war aber durchaus unterschiedlich. 1841 begrüsste Friedrich List in seinem «Nationalen System der Politischen Ökonomie» die Entstehung von Fabriken als eine Möglichkeit zur Arbeitsbeschaffung:
«Die Nachfrage nach einer solchen Mannigfaltigkeit von Anlagen macht es im Manufakturstaat jedem Individuum leicht, eine seiner Individualität entsprechende Beschäftigung und Bestimmung zu finden, während im Agrikulturstaat nur geringe Wahl ist. ... Die Arbeit des Schwächlichen, des Krüppels hat dort [im Manufakturstaat – K. Z.] nicht selten viel höheren Wert als hier [im Agrikulturstaat – K. Z.] die des stärksten Mannes. Jede, auch die geringste Kraft, die der Kinder und der Frauen, der Krüppel und der Greise, findet in den Manufakturen Beschäftigung und Belohnung»[2].

Also bewertet List die Arbeit von Frauen in Fabriken (neben der von Greisen, Kindern und Krüppeln) als durchaus nützlich. Das war ganz im Sinne des puritanischen Arbeitsethos, das jegliche Form von Müssiggang als sündhaft verurteilt. Und Müssiggang war infolge von Unterbeschäftigung ein reales Problem in jener Zeit, da die Kommerzialisierung der Landwirtschaft mehr Arbeitskräfte freisetzte, als die noch in den Kinderschuhen steckende Industrie aufnehmen konnte. (Übrigens hatte das puritanische Arbeitsethos eine besonders grosse Wirkungsmacht im nachrevolutionären Amerika, wohin List für mehrere Jahre nach seiner Ausweisung aus Württemberg emigrierte.) Aber auch aus dem Gedankengerüst des Merkantilismus, das Anfang des 19. Jahrhunderts durchaus noch lebendig war, ergab sich eine positive Bewertung von ausserhäuslicher Frauenarbeit. Musste man doch, um das merkantilistische Paradigma einer aktiven Aussenhandelsbilanz ökonomisch umzusetzen, nach kostengünsti-

ger Produktion unter der Voraussetzung niedriger Löhne trachten. Das wiederum setzte ein breites Arbeitskräfteangebot voraus, künstliche Verknappungen waren abzuschaffen. Ganz in dem Sinne bekämpfte die absolutistische Wirtschaftspolitik zünftlerische Verbote der Frauenarbeit[3]. Das diente auch der absolutistischen Bevölkerungspolitik, die im Interesse einer ökonomischen Absicherung des Bevölkerungswachstums nach Ausweitung der Arbeits- und damit Nahrungsmöglichkeiten streben musste.

Und Friedrich Lists Arbeit enthält einen weiteren Ansatz, der eine positive Bewertung von Frauenarbeit impliziert. In seiner Theorie der produktiven Kräfte setzt er sich mit der These Adam Smith' auseinander, dass nur über den Markt realisierte Arbeit produktive Arbeit sei, ein Denkmuster, das die gesellschaftliche Entwicklung in fataler Weise bis in die Gegenwart leitet. List setzte gegen diese einseitige Auffassung von produktiver Arbeit seine – wiederum aus dem puritanischen Arbeitsethos abzuleitende – Überzeugung, dass: *«Unproduktiv ... eigentlich nur die Müssiggänger [sind – K. Z.] diejenigen, welche sich zum Nachteil der Moralität, der Ordnung und des Wohlbefindens der Gesellschaft beschäftigen, und diejenigen, welche auf Kosten der Gesellschaft leben, ohne ihr dafür verhältnismässige Dienste zu leisten»*[4].

Für List ist also jegliche Arbeit produktiv, auch die, die zur Reproduktion der Gesellschaft notwendig ist. Wenn aber alle Arbeit produktiv ist, dann entfällt ein wichtiger Grund für die Ungleichbewertung von Arbeit und damit für die Abwertung von Frauenarbeit.

Die Vorstellung, dass Frauen auf dem Arbeitsmarkt in ein Konkurrenzverhältnis zu den Männern treten könnten, entwickelt List nicht. Sie wird erst in den Reaktionen auf die englische Klassik ausgebildet. Bevor dargestellt wird, wie die ökonomischen Lehren die Geschlechterfrage behandeln, soll gefragt werden, warum die Vorstellung von der Konkurrenz zwischen Männern und Frauen gerade in der Auseinandersetzung mit der englischen Klassik relevant wird. Die britische Schule hatte das liberale Gleichheitsideal der Aufklärung in die Theorie vom wirtschaftlichen Erwerbsegoismus des Individuums übersetzt, das unter der Voraussetzung freien Zugangs zur Teilnahme am Wirtschaftsleben durch das Bestreben zur Maximierung seines Einkommens das reibungslose Funktionieren der Volkswirtschaft ermöglichte. Der Geschlechterunterschied der Individuen wird von der klassischen Theorie nicht problematisiert. Ein zentraler Punkt sowohl der sozialistischen als auch der historistischen Kritik an der ökonomischen Klassik war nun die Feststellung, dass die gleichberechtigte Teilnahme der Individuen am Wirtschaftsleben zu einer Verstärkung wirtschaftlicher Ungleichheit führt. Und beide Richtungen der Klassikkritik führten das darauf zurück, dass trotz gleicher Rechte die Ausgangsvoraussetzungen zur Teilnahme am Wirtschaftsleben unterschiedlich waren. Für die «Sozialisten» war die Eigentumsfrage der Springpunkt, während für die nachklassischen deutschen Nationalökonomen natürliche Unterschiede die Ursache waren. Während die sozialistische Theorie nun am Gleichheitsideal festhält und die Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln fordert, um tatsächliche Gleichheit zu erzielen, verlangt die historische Schule, von der natürlichen Verschiedenheit der Individuen auszugehen, um auf der Grundlage psychologischer Gesetze und historischer Einordnung der Tatsachen das Wirtschaftsleben zu erfassen. Das impliziert eine neue Gegenstandsdefinition der Politischen Ökonomie. Karl Knies, der theoretisch klarste Denker der älteren historischen Schule, bezeichnete 1883 die Politische Ökonomie als eine politisch-moralische Wissenschaft[5], während Adolph Wagner, ein Vertreter der sozialrechtlichen Auffassung innerhalb der historischen Schule, 1892 von der Politischen Ökonomie als angewandter Psychologie sprach[6]. Damit war schon vom Denkansatz her das Geschlecht für die historische Richtung der Nationalökonomie relevant, während die sozialistische Theorie die Geschlechterfrage der Eigentumsfrage unterordnete[7].

Zum Einfluss des Maschinenwesens auf das Geschlechterverhältnis vertraten beide Richtungen die Auffassung, dass Maschinenarbeit zur Ausdehnung der Frauenarbeit und damit zur Verdrängung von Männern führt. Im 1867 erschienenen ersten Band des Kapitals schreibt Marx im Kapitel über Maschinerie und grosse Industrie:
«Sofern die Maschinerie Muskelkraft entbehrlich macht, wird sie zum Mittel, Arbeiter ohne Muskelkraft oder von unreifer

Anmerkungen

1 Janshen, Doris (Hg.): Hat die Technik ein Geschlecht? Denkschrift für eine andere technische Zivilisation. Berlin 1990.

2 List, Friedrich: Das nationale System der Politischen Ökonomie. Berlin 1982, S. 215.

3 Für Preussen vgl. Hinze, Kurt: Die Arbeiterfrage zu Beginn des modernen Kapitalismus in Brandenburg-Preussen, Berlin 1927, S. 137, 139 ff. Für Sachsen vgl. Krebs, Werner: Die Entwicklung der Glauchauer Textilindustrie bis zum Jahre 1870, Diss. Frankfurt/Main 1925, S. 51. Für Österreich vgl. Bake, Rita: Vorindustrielle Frauenerwerbsarbeit, Diss. Hamburg 1983, S. 77.

4 List: Arbeit, in: Staats-Lexikon oder Encyclopädie der Staatswissenschaften, hg. v. Carl v. Rotteck u. Carl Welker, 1. Aufl., Bd. V, Altona und Leipzig 1834–43, S. 41–45, hier S. 45.

5 Knies, Karl: Die Politische Oekonomie vom geschichtlichen Standpuncte, 1883, Fotomechanischer Nachdruck, Osnabrück 1964, S. 440.

6 Wagner, Adolph: Grundlagen der Volkswirtschaftslehre, Erster Halbband, Leipzig 1892, S. 15.

7 Hartmann, Heidi: Capitalism, Patriarchy, and Job Segregation by Sex, In: Classes, Power, and Conflict, ed. by A. Giddens, D. Held, University of California Press 1982, S. 446 ff.

8 Marx, Karl: Das Kapital, Erster Band, Berlin 1974, S. 416 f.

9 Engels, Friedrich: Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats, In: Karl Marx, Friedrich Engels, Ausgewählte Schriften in zwei Bänden, Berlin 1972, Bd. II, S. 211.

10 Ebenda, S. 213.

Körperentwicklung aber grösserer Geschmeidigkeit der Glieder anzuwenden. Weiber- und Kinderarbeit war daher das erste Wort der kapitalistischen Anwendung der Maschinerie!» Und weiter: *«Indem die Maschinerie alle Glieder der Arbeiterfamilie auf den Arbeitsmarkt wirft, verteilt sie den Wert der Arbeitskraft des Mannes über seine ganze Familie. Sie entwertet daher seine Arbeitskraft»*[8].

Die Verdrängung von Männern durch Frauen fasst Marx also als eine Entwertung von Männerarbeit, die stattfindet, weil für einen, normalerweise vom Mann zu erwirtschaftenden Familienlohn die ganze Familie arbeitet. Mithin sinkt der Lohnanteil am geschaffenen Neuwert. Ergo führt Frauenarbeit zu einer Verschärfung der Ausbeutung. Hier klingt einerseits die Verelendungstheorie an, weil ausgeschlossen wird, dass Frauenarbeit zu einer Erhöhung der Lohnsumme führen kann. Marx schliesst das aus, weil seine Lohntheorie auf Ricardos Auffassung des natürlichen Lohnes, der durch die Reproduktionskosten der Arbeiterfamilie bestimmt ist, fusst. Andererseits setzt Marx das bürgerliche Familienideal voraus, wenn er dem Mann die Ernährerfunktion zuschreibt. Engels geht noch einen Schritt weiter in diese Richtung, wenn er 1884 behauptet, dass Frauenarbeit die Familie zerstört[9]. In dieser Auffassung trifft er sich durchaus mit der nachklassischen bürgerlichen Nationalökonomie. Will letztere aber die Frauenarbeit abschaffen, um die Familie und damit die Gesellschaft zu retten, so fordert Engels die Abschaffung der Familie, um die Emanzipation der Frau zu ermöglichen[10].

Es ist also festzustellen, dass Marx und Engels ihre radikalen Theorien zur Lösung der Frauenfrage im Sozialismus auf dem Boden von Vorstellungen entwickelten, die sie aus bürgerlichen Interpretationen des Geschlechterverhältnisses ableiteten. Deren Grundlagen waren durch die klassische deutsche Philosophie ausgearbeitet worden. Die hatte die biologischen Unterschiede der Geschlechter zur Begründung von Charakterdifferenzen verabsolutiert. Als Charakterdifferenzen aber erhielten biologische Unterschiede soziale Relevanz in der Weise, dass sie zu verschiedenen Bestimmungen der Geschlechter in der Gesellschaft weitergedacht wurden. Das wiederum gestattete erstens, für Männer und Frauen separate Sphären bestmöglicher oder naturgemässer Verwirklichung der Persönlichkeit auszudenken, und zweitens, die Lebensform der bürgerlichen Familie als naturgegeben zu idealisieren[11].

Ausgerüstet mit diesem Denkmuster, konnten die nachklassischen deutschen Nationalökonomen die Geschlechterdifferenz wie folgt in ihre Lehre integrieren:

1. Aus den natürlichen Unterschieden ergeben sich Leistungsunterschiede. Deshalb ist das aus der englischen Schule abgeleitete Gleichheitsprinzip nicht unbesehen realisierbar, da Leistungsunterschiede die liberale Voraussetzung gleicher Ausgangsbedingungen der Teilnahme am wirtschaftlichen Konkurrenzkampf verzerren. Mithin ist die Realisierung der liberalen Gleichheitsidee wegen natürlicher Unterschiede letztlich nicht möglich. Wilhelm Roscher (1817–1894), der Begründer der älteren historischen Schule der Nationalökonomie, dessen Werk eine ungeheure Popularität erreichte, so dass es im folgenden als Repräsentant für die Hauptrichtung ökonomischen Denkens im nachrevolutionären, aber vorkaiserlichen Deutschland zitiert werden soll, goss 1854 seine Überzeugung in folgende Form:
«Stellte man die Frauen den Männern wirklich ganz gleich, würde bei der Konkurrenz zwischen beiden Geschlechtern lediglich die wahre Überlegenheit entscheiden: So ist zu fürchten, dass jene bald wieder in eine ähnlich gedrückte Lage verfielen, wie sie fast bei allen rohen Völkern getroffen wird. Gerade das Familienleben und die höhere Kultur haben sie emanzipiert»[12].

2. Weil der natürliche Platz der Frau also im Haus ist, fällt auf den Mann die Aufgabe, die Familie zu ernähren. Sein Lohn ist also ein Familienlohn, während die Erwerbsarbeit der Frau eigentlich nicht notwendig ist. Roscher behauptet, weil Frauen nicht aus wirtschaftlicher Notwendigkeit, sondern zur Ausfüllung von Mussestunden bzw. zur Aufbesserung des Familienbudgets arbeiten,
«sind die gewerbsmässig betriebenen Weiberarbeiten in der Regel so wohlfeil»[13].

Er verallgemeinert diesen Zusammenhang als objektiven Faktor der Lohnbestimmung und nennt ihn «wirtschaftliches Risiko der Arbeit». Von der Vorstellung nun, dass Frauenarbeit allenfalls half, die Familienversorgung zu verbessern, war

es nicht weit bis zur Gleichsetzung von Frauenarbeit als Hilfsarbeit, was in der Arbeitsorganisation von Fabriken Umsetzung finden sollte.

3. Allerdings wird die Stellung des Mannes als Familienernährer durch das aufkommende Maschinenwesen bedroht, weil durch die Maschinenarbeit natürliche Leistungsunterschiede bedeutungslos werden und der Unternehmer aus erwerbsegoistischem Interesse billige Frauen- und Kinderarbeit bevorzugt. Das aber ist vom Standpunkt der gesellschaftlichen Moral zu verwerfen, weil es die Familie zerstört.
«Hat der Mann aufgehört, der Ernährer seiner Familie zu sein, so ist die natürlichste, unzweifelhafteste Grundlage seiner väterlichen und ehelichen Auktorität angegriffen»[14].

Selbständigkeit der Frau aber entzieht der Ehe die Grundlage, damit droht die Gefahr unkontrollierter Sexualität, und das destabilisiert die Gesellschaft. Den Beweis dafür holt Roscher aus der Geschichte, indem er behauptet, dass die Verflachung der Geschlechtsunterschiede dem Untergang einer Gesellschaft vorausgeht.
«Ebenso hat man bei sinkenden Völkern häufig bemerkt, dass sich zunächst die sozialen, weiterhin sogar die geistigen Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern verflachen. Je männlicher die Weiber, desto weibischer werden die Männer. Es ist kein gutes Zeichen, wenn es fast ebensoviele bedeutende Schriftstellerinnen, Herrscherinnen etc., wie männliche Schriftsteller und Herrscher gibt. So war es z. B. in den hellenistischen Reichen und im Zeitalter der Cäsaren»[15].

Damit hatte Roscher in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein gesellschaftliches Gesamtinteresse an der Bewahrung der Geschlechterhierarchie begründet, eine Auffassung, worin ihm seine Schüler und Nachfolger bereitwillig folgten. Um die Jahrhundertwende gab es jedoch eine Akzentverschiebung des Diskurses. Weil man die Leistungsfähigkeit von Frauen im Beruf nicht länger bestreiten konnte, wurde das gesellschaftliche Interesse an der Mutterschaft in die Debatte eingeführt. So äusserte Gustav Schmoller, der berühmteste Vertreter der jüngeren historischen Schule und in seiner Zeit mindestens ebenso populär wie Roscher, im Jahr 1900, dass:
«jede Frau, die eine schlechte Mutter und Hausfrau wird, … sittlich und wirtschaftlich die Nation ebensosehr oder mehr [schädigt] als sie ihr nützt, wenn sie die trefflichste Ärztin, Buchführerin, Geschäftsfrau oder sonstwas wird»[16].

Damit fokussierte sich die Polemik gegen Frauenarbeit auf die verheirateten Frauen[17].

An dieser Stelle soll den Nationalökonomen das Wort entzogen werden. Was hatte also das ökonomische Denken des 19. Jahrunderts an Konzepten zur Gestaltung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung geliefert? Die ursprünglich positive (List) bzw. gleichgültige Haltung (Smith, Ricardo, Thünen) gegenüber der weiblichen Erwerbstätigkeit wurde abgelöst durch eine negative Bewertung. Durch Umsetzung des von der klassischen deutschen Philosophie zur allgemeinen Norm erhobenen bürgerlichen Familienideals in der ökonomischen Kategorie vom männlichen Familienernährer stigmatisierten die nachklassischen Ökonomen Frauenarbeit als wirtschaftlich nicht notwendige Arbeit. Mithin bedurfte die Frauenarbeit besonderer Rechtfertigung. Die war gegeben, wenn die Versorgung durch einen Mann bzw. Familienvater nicht möglich war, oder aber, wenn durch Bezugnahme auf natürliche Besonderheiten des weiblichen Geschlechts nachgewiesen werden konnte, dass eine bestimmte Arbeit nur durch Frauen effektiv zu leisten war. Mithin entstand das Konzept von Frauenberufen als Reaktion auf die Notwendigkeit, die Nutzung von Frauenarbeit gegen das bürgerliche Familienideal zu verteidigen. Es wurde aber weniger im ökonomischen Denken als vielmehr von den Unternehmern einerseits und der praktischen Wirtschafts- und Sozialpolitik andererseits ausgeformt.

Als zweite Ebene soll deshalb untersucht werden, wie Frauenarbeit im wirtschaftspolitischen Diskurs behandelt wurde. Das erfolgt anhand der Auswertung einer Enquete, die im Jahre 1848 in Sachsen durchgeführt wurde, zu einem Zeitpunkt also, in dem der Druck auf die Liberalisierung der Gesellschaft auch das Problembewusstsein für deren Folgen schärfte. Als das sächsische Ministerium des Inneren vor dem Hintergrund der tiefen wirtschaftlichen und politischen Krise im Lande eine «Kommission für die Erörtherung der Gewerbs- und Arbeitsverhält-

11 Hausen, Karin: Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere, in: Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Neuere Forschungen, hg. v. W. Conze, Stuttgart 1976, S. 367–393.
12 Roscher, Wilhelm: System der Volkswirtschaft, 3 Bde., Stuttgart, Berlin 1922, Bd. 1, S. 798.
13 Ebenda, S. 501.
14 Ebenda, S. Bd. 3, 193.
15 Ebenda, Bd. 1, S. 797 f.
16 Schmoller, Gustav: Grundriss der allgemeinen Volkswirtschaftslehre, 2 Bde., München, Leipzig 1923, 1. Bd., S. 257.
17 Diskutiert wurde die Ausschliessung der verheirateten Frauen aus der Fabrik aus wirtschaftlicher, moralischer, gesundheitlicher etc. Sicht. Vgl. dazu u. a. Pohle, Ludwig: Frauen-Fabrikarbeit und Frauenfrage. Eine prinzipielle Antwort auf die Frage der Ausschliessung verheirateter Frauen aus der Fabrik. Leipzig 1900; Martin, Rudolf: Die Ausschliessung der verheirateten Frauen aus der Fabrik. Eine Studie an der Textilindustrie. Tübingen 1896; Die Beschäftigung verheirateter Frauen in Fabriken, Berlin 1901.
18 Bericht über die Berathungen der vorbereitenden Kommission für die Erörtherung der Gewerbs- und Arbeitsverhältnisse in Sachsen, 2 Bde., Dresden 1848, 1850.
19 Ebenda, 1. Bd., Verzeichnis der Eingaben betr. Arbeitsverhältnisse, S. 388.
20 Vgl. Abb. 1.
21 Ebenda, S. 389.
22 Ebenda, S. 390.
23 Ebenda.
24 Ebenda, S. 480 ff.
25 Ebenda, S. 453 ff.
26 Ebenda, S. 471.
27 Ebenda, S. 465.
28 Ebenda, 2. Bd., Spezialberichte, S. 488 f.
29 Ebenda, S. 226.

Die Königliche Klöppelschule zu Schneeberg im Erzgebirge. Klöppeln gehörte zu den wenigen Kursen, die auf Sonntags- und Industrieschulen für Frauen angeboten wurden. Bildquelle: Seibel, Max (Hg.): Der Siegeslauf der Technik, Bd. 2, Stuttgart, Berlin, Leipzig 1890, bei S. 142.

nisse» gründete, um eine Enquete durchzuführen und Reformvorschläge zu erarbeiten, nahm diese Kommission das Thema Konkurrenz von Frauenarbeit in ihren Fragenkatalog auf[18]. Die Auswertung der dazu eingegangenen Eingaben erfolgte getrennt nach der sozialen Stellung der Befragten und gibt deshalb einen guten Überblick über die verschiedenen Interessenlagen bezüglich der Frauenarbeit. Auf der Arbeitgeberseite gab es mehrheitlich Befürwortungen der Frauenarbeit. Über zwei Drittel der befragten Handwerksmeister betonten, dass die Frauenarbeit unentbehrlich sei. Das restliche knappe Drittel der Handwerksmeister wollte sie allerdings auf ganz weibliche Berufe beschränken[19]. Ganz weibliche Berufe aber waren nach Meinung der Handwerker zünftig nicht organisierte und deshalb für Frauen bereits zugelassene Tätigkeitsfelder wie Weissnäherei, Blumenfabrikation, Strohflechterei, Klöppelei etc.[20]. Also wurden typisch weibliche Eigenschaften aus der konkreten Interessenlage heraus definiert. Das wird besonders deutlich im Fall der Damenschneider, in dem sich ein Interessenkonflikt zur Definition des Weiblichen entfaltete. Deshalb möchte ich diesen Fall hier kurz berichten, obwohl er eigentlich den Gang meiner Argumentation unterbricht.

Das sächsische Ministerium des Innern hatte 1831 die Frauenschneiderei aus sozialpolitischen Erwägungen heraus gegen Verbietungsrechte der Zunft für Frauen freigegeben. Das traf auf den wütenden Widerstand der männlichen Damenschneider, die in ihrer Eingabe zu der 1848er Enquete zu begründen suchten, dass ihr Beruf keinesfalls ein Frauenberuf sei. Es folgen einige Auszüge aus ihrer Argumentation:

Die Zulassung von Frauen zur Frauenschneiderei sei unmoralisch, weil sie *«eine Anzahl liederlicher Frauenzimmer durch Preisgebung einer bürgerlichen Nahrung, auf die eine grosse Anzahl Staatsbürger ausschliesslich angewiesen ist, ein Auskunftsmittel an die Hand geben, um ihrem liederlichen und unmoralischen Lebenswandel eine gesetzliche Unterlage zu unterbreiten»*[21].

Die Sittlichkeit der männlichen Frauenschneider anzuzweifeln sei widersinnig, denn dann müssten auch Ärzte und Geburtshelfer unsittlich sein. Und die Frauenschneiderei sei kein natürlicher weiblicher Beruf, weil
«jede weibliche Beschäftigung, welche in ihrer höheren Ausführung grösseres Studium verlangt, durch Männer verrichtet wird, z. B. die Kochkunst u. a. m.»[22].

Ausserdem gehöre die Frauenschneiderei einem gewerblich zünftigen Stande an, *«dem durch Entziehung seiner Rechte auch seine Existenz geraubt wird, während es tausend andere weibliche Beschäftigungen giebt, welche nicht zünftig und der freien Ausbeutung überlassen sind, als: Weissnäherei, Putz, Blumenfabrikation, Strohflechterei, Sticken und viele andere»*[23].

Also argumentierten die Frauenschneider nicht gegen die Vorstellung von Frauenberufen, wohl aber dagegen, dass gerade ihr Beruf zu einem solchen abgewertet werden sollte.

Die Arbeitgeber im Hausgewerbe betrachteten ebenso wie der überwiegende Teil der Handwerksmeister die Frauenarbeit als ganz unentbehrlich. Die Fabrikanten schliesslich gaben zu, dass weibliche Fabrikarbeit Vor- und Nachteile habe, wobei die Vorteile aber eindeutig grösser seien. Namentlich die Spinnereien kämen ohne Frauenarbeit überhaupt nicht mehr aus, und eine Konkurrenz zwischen Männern und Frauen würde nicht stattfinden[24].

Der überwiegenden Zustimmung auf der Arbeitgeberseite stand die Forderung nach Verbot oder Beschränkung der Frauenarbeit von seiten der Arbeitnehmer entgegen. So verzeichnete die Enquete 112 Eingaben von Handwerksgesellen, von denen 90 das Verbot der Frauenarbeit im Gewerbe und 16 eine Beschränkung forderten[25]. Als Gründe wurden Lohnkonkurrenz und der Sittenverfall in Fabrikgegenden und grösseren Städten angeführt, beides verschuldet durch Frauen. In den Eingaben, die für eine Beschränkung der Frauenarbeit plädieren, will man die Frauen von Arbeiten technischer Natur ausschliessen und sie nur zu Neben- und Hilfsarbeiten in den Gewerben zulassen. Hier also wird die Vorstellung vom weiblichen Zuverdienst umgeformt in die Idee von weiblicher Hilfsarbeit. Auch bei den befragten Fabrikarbeitern fand sich diese Gedankenführung[26]. Sie betonten, dass Frauenarbeit wegen der hohen Lebenshaltungskosten und niedrigen Löhne zwar notwendig, in sittlicher Hinsicht aber durchaus nachteilig sei, so dass eine Beschränkung bis zur allmählichen Abschaffung der Frauenarbeit wünschbar wäre. Deshalb sollten Frauen nur für Vor- und Nacharbeiten, nicht aber für technische Arbeiten in den Fabriken eingesetzt werden. In den Spinnereien seien Frauen nur zum Krempeln und Weifen, keinesfalls aber in der Feinspinnerei zu verwenden. Und nur Frauen, deren Ehemänner auch in der Fabrik beschäftigt waren, sollten eingestellt werden. Darüber hinaus wurden eine strenge Geschlechtertrennung in den Fabrikräumen und gleicher Lohn für Männer und Frauen gefordert. Damit sollte einerseits die Konkurrenz niedriger Frauenlöhne ausgeschaltet, aber andererseits die männliche Kontrolle über eheweibliche Arbeit, wie sie vor Auflösung der familialen Produktionseinheit üblich war, wiederhergestellt werden.

Diese Form der Kontrolle war zur Zeit der Enquete noch unter den Hausgewerbetreibenden weit verbreitet. Demzufolge kamen von dieser Gruppe der Arbeitnehmer wenig Eingaben für ein Verbot oder die Einschränkung der Frauenarbeit[27].

Welche praktische Relevanz hatte nun dieser Diskurs? Die Eingaben wurden von der o. g. Kommission ausgewertet und in einen Vorschlag zur Neugestaltung der Gewerbeordnung eingebracht. Für die Neuordnung der Verhältnisse im Handwerk sah dieser Vorschlag vor, dass den Handwerksmeistern die Beschäftigung von Frauen völlig freigestellt werden sollte, während für Frauen die Etablierung eines selbständigen Handwerksbetriebes nur in freien Gewerben und mit einer Konzession des Gewerberates vorgesehen war. Diese Konzession konnte bei wohlfahrts- bzw. sittenpolizeilichen Bedenken der Obrigkeit verwehrt werden. Ausserdem hatten die Gewerberäte die Bedürftigkeit der Antragstellerinnen zu prüfen, um unversorgte Frauen zu bevorzugen[28]. Mithin sollte Frauenarbeit auf den untersten Stufen der Beschäftigtenhierarchie im Handwerk einschränkungslos möglich sein, während der Aufstieg von Frauen in die Selbständigkeit kontrollierbar bleiben sollte.

Zur Neuordnung der Verhältnisse im Fabrikwesen wurde von der Kommission vorgeschlagen, dass die Fabrikanten in der Rekrutierung ihrer Beschäftigten generell keinen Einschränkungen unterliegen sollten, allerdings mit einer Ausnahme. Die betraf Branchen, wo durch die Fabrikarbeit geltende Innungsrechte berührt wurden. Hier hatte der Gewerberat zu entscheiden, ob und welche Arbeiten durch «Frauen und Hilfsarbeiter» auszuführen sind. Dabei wies die Kommission aber ausdrücklich darauf hin, dass Frauen mobilere Arbeitskräfte seien als Männer. *«Die gewerblich beschäftigten Frauen binden sich nämlich nicht so streng und einseitig an die Ausübung gerade einer bestimmten Thätigkeit, als dies gewöhnlich bei der männlichen Bevölkerung der Fall ist; es entsteht dadurch die Möglichkeit, dass sie leichter von einem Industriezweig zum anderen und gerade zu dem übergehen, welcher momentan einer grösseren Arbeitskraft bedarf»*[29].

Mithin sollten Frauen als mobile Arbeitskräftereserve auch für sogenannte gebundene Branchen durchaus in Betracht

30 Ausführlich dazu vgl. meinen Artikel: «... nur eine gewisse Gewandtheit der Hand, Aufmerksamkeit und Beweglichkeit, und eignen sich demnach Mädchen vorzüglich für diese Arbeit ...» – Die Mechanismen geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung und ihre Wirkungen im Maschinisierungsprozess der Textilindustrie. In: Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung, hg. v. K. Hausen, Frankfurt/M. 1993.

31 Zit. aus: Krebs, S. 51.

32 Vgl. Abb. 2.

33 Vgl. Abb. 3.

34 Karmarsch, Karl: Handbuch der mechanischen Technologie. 2. Bd., Hannover 1851, S. 1131. Für die Maschinenstickerei vgl. Abb. 4.

35 Wieck, Friedrich Georg: Praktisches Lehrbuch der Hand- und Maschinenweberei. Nach dem Englischen des White. Leipzig 1847, S. 117 f.

36 Zur geschlechtsspezifischen Segmentierung von Tätigkeiten in der Weberei finden sich Hinweise in: Beutler, Albert: Die Entwicklung der sozialen und wirtschaftlichen Lage der Weber im sächsischen Vogtland, Greifswald 1921, S. 66; Böhmert, Victor: Weberlöhne einer Fabrik in Meerane, in: Zeitschrift des Königlich-Sächsischen Statistischen Büros, Dresden 1877, S. 62; Weber, Max: Zur Psychophysik der industriellen Arbeit, II, in: Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik, 28. Bd., 1909, S. 219–270, hier S. 267 f.; Wilbrandt, Robert: Die Weber in der Gegenwart, Jena 1906, S. 149 ff.; Handwörterbuch der Betriebswirtschaft, hg. v. H. Nicklisch, 5. Bd., Stuttgart 1928, S. 367 ff.

gezogen werden. Schliesslich betonte der Bericht die Notwendigkeit der Geschlechtertrennung im Fabrikbetrieb.

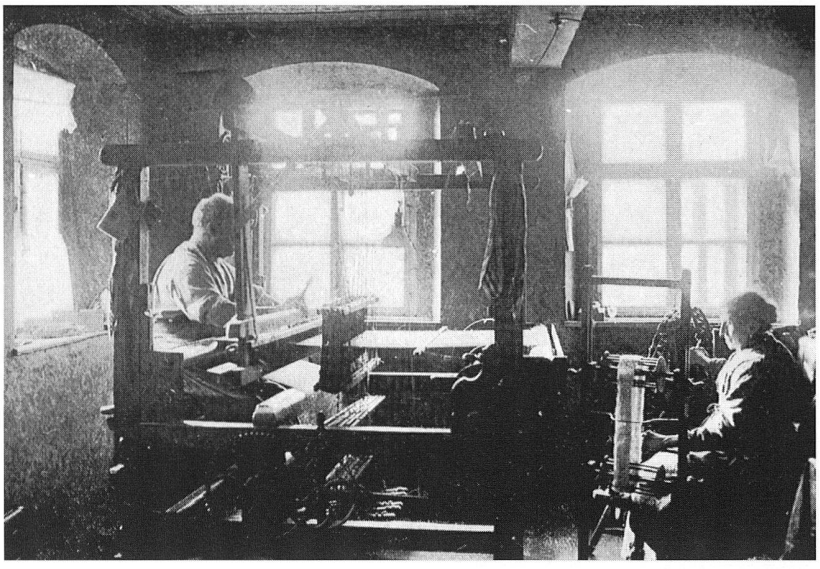
Aus dem Kommissionsvorschlag zur Neuordnung der Gewerbs- und Arbeitsverhältnisse in Sachsen wird deutlich, dass es Aufgabe der Wirtschaftspolitik war, das wirtschaftsegoistische Unternehmerinteresse an der niedrig entlohnten Frauenarbeit auszubalancieren gegen das übergreifende Interesse an der Erhaltung und der Stabilisierung der Geschlechterhierarchie, die durch den freien Zugang von Frauen auf den Arbeitsmarkt und die Wirkung der Maschinisierung bedroht schien. Sie tat das auf zwei Wegen:

1. Traditionelle Zugangskontrollen für Frauen auf dem Arbeitsmarkt, die sich seit der frühen Neuzeit im Abschliessungsprozess der Zünfte herausgebildet hatten, wurden anerkannt. Mit der Legitimation durch alte Rechte respektierte man also Arbeitnehmerinteressen.
2. Die im öffentlichen Diskurs vorgebrachten Wertungen weiblicher Arbeit flossen als Begründungsmuster für die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung ein, die sowohl dem Unternehmerinteresse an der Nutzung weiblicher Arbeitskraft entgegenkam als auch die Herstellung der Geschlechterhierarchie im Arbeitsprozess absicherte. Wenn Frauenarbeit zusätzliche Arbeit war, dann war sie als mobile Arbeitskräftereserve für Hilfsarbeiten durchaus berechtigt. Aber weil sie mit dem Makel der Unsittlichkeit behaftet war, sollte Frauenarbeit möglichst in streng von den Männern abgesonderten Bereichen stattfinden. Die Forderung nach Absonderung geschlechtsspezifischer Arbeitsbereiche wurde objektiviert durch das Konzept der Geschlechtscharaktere, die zur Definition von Männer- und Frauenberufen führte.

Abschliessend ist am Fallbeispiel der Maschinisierung der Weberei zu fragen, wie der technische Wandel die Ausformung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung beeinflusst hat[30].

Das Weben für den Markt war in vorindustrieller Zeit ein männlich dominierter Beruf, obwohl durchaus auch zahlreiche Frauen am Webstuhl gearbeitet haben. Aber weil das Weberhandwerk als Zunft organisiert war, hatten Männer das alleinige Recht, über die Zulassung oder Ausschliessung von Frauen zu entscheiden. Noch Mitte des 19. Jahrhunderts beriefen sich sächsische Innungen auf das «Verbot der Frauenarbeit im Weberstuhle», obwohl nicht nur der Reichsabschied von 1772 «Frauenspersonen» zum Handwerk ausdrücklich zugelassen hatte, sondern auch im gleichen Jahr ein entsprechendes sächsisches Mandat wegen «Abstellung einiger Handwercks-Missbräuche» ergangen war. Dieses hatte angeordnet: *«Da zeither bey verschiedenen Handwercken und insbesondere bey der Weberey, zur Förderung ein- und anderer Arbeit die Personen weiblichen Geschlechts nützlich gebraucht werden können, derselben Zulassung nicht gestattet worden, solches hiermit und fürs künftige abzustellen, und den Meistern hierunter freye Hand zu lassen...»*[31]

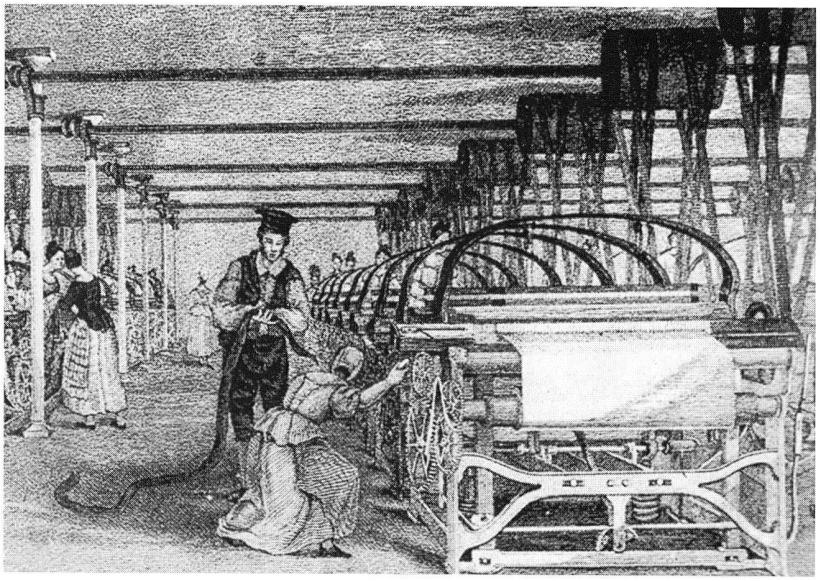
Die Innungen kanalisierten die von diesem Mandat ausgehende Konkurrenzgefahr dadurch, dass sie die Zulassung von Frauenarbeit am Webstuhl auf die unmittelbaren Familienmitglieder von Innungsangehörigen beschränkten, um so die männliche Aufsicht über Frauenarbeit sicherzustellen. Mit der Maschinisierung aber begann die Feminisierung der Webarbeit. Denn die zunächst geringe Produktivitätsdifferenz zwischen Hand- und Maschinenweberei erzwang den Einsatz möglichst billiger Arbeitskräfte. Anders als die ersten Maschinenbaufirmen, die Arbeitskräfte aus dem Handwerk mittels hoher Löhne abwarben, zahlten die Maschinenwebereien geringere Stücklöhne als im Hausgewerbe. Zusammen mit dem Verlust der Kontrolle über den Arbeitsprozess erschien das als sozialer Abstieg. Weber aus dem Hausgewerbe waren daher als Maschinenarbeiter in



Sächsische Handweberei um die Jahrhundertwende. Die übliche Vorstellung von der Arbeitsteilung in der Handweberei zeigte den Mann am Webstuhl, also im Hauptprozess, und die Frau (oder Kinder) am Spulrad, also im Hilfsprozess.
Bildquelle: Clark, Graham W. A.: Cotton Fabrics in Middle Europe: Germany, Austria-Hungary, Switzerland. Washington 1908, bei S. 24.

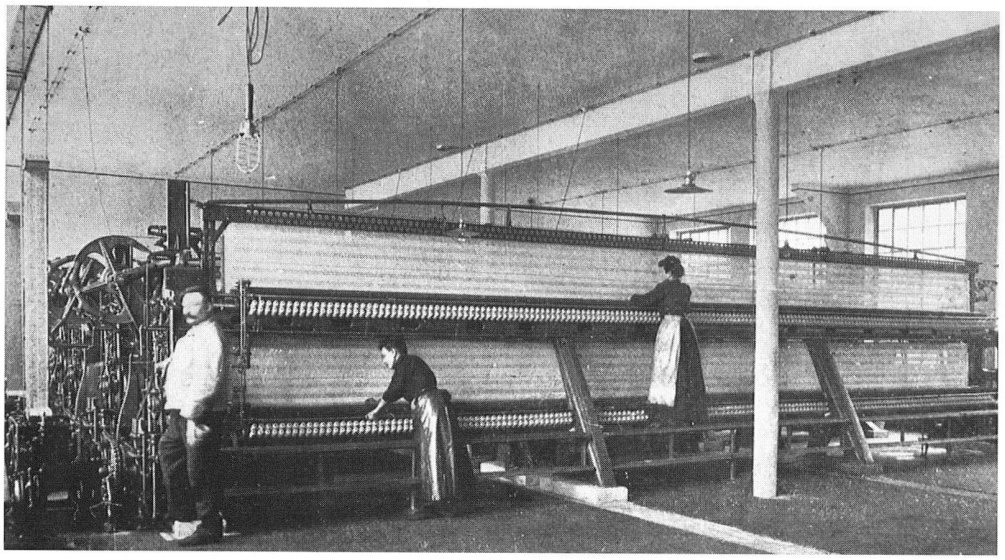
den ersten Kraftwebereien kaum zu bekommen. Vielmehr wurden Mädchen an die Webmaschinen gestellt und im Arbeitsprozess angelernt[32]. Danach aber verringerte das Geschlechtsrollenverständnis der patriarchalischen Gesellschaft die Chance für Männer, als Weber in die Fabrik einzutreten. Denn ihr Eintritt war abhängig von der Möglichkeit, die Geschlechterhierarchie im Arbeitsprozess durchzusetzen[33]. Das aber war wegen der gleichartigen Arbeitsplätze im technologischen Hauptprozess der Maschinenweberei nur auf drei Wegen möglich: erstens über eine Hierarchisierung der Arbeitstätigkeiten im Hauptprozess, zweitens über eine Segmentierung von Arbeitsfeldern nach Maschinengrösse, Gewebequalität etc. oder schliesslich drittens über eine völlige Ausschliessung der Frauen von der Webarbeit. Eine hierarchische Arbeitsteilung in der Maschinenweberei war von Karmarsch noch 1851 in der Weise vorgeschlagen worden, wie sie z. B. in der Spinnerei und später auch in der Maschinenstickerei und der Wirkerei üblich war, nämlich als Teilung in Maschinenhaupt- und Hilfsarbeit[34]. Die Arbeitsteilung setzte sich aber nicht in dieser Form, sondern so durch, dass einer Gruppe von Weberinnen (durchschnittlich 20 bis 30) ein Webmeister mit Gehilfen zugeordnet wurde, der für die Einrichtung des Webstuhls verantwortlich war. Damit wird der technische Teil der Arbeit an einen Mann übertragen und die Arbeit der Weberin abgewertet.

In einem englischen Webereihandbuch, das Friedrich Georg Wieck 1847 in deutscher Übersetzung herausgab, wurde die Arbeit wie folgt beschrieben:
«Des Webers Arbeit am Maschinenstuhle ist keine sauere und erfordert, Alles erwogen, die Inganghaltung weder viel Zeitaufwand, noch gar grosse Geschicklichkeit, vielmehr nur eine gewisse Gewandtheit der Hand, Aufmerksamkeit und Beweglichkeit; und eignen sich demnach Mädchen vorzüglich für diese Arbeit … Der Vorrichter legt die fertigen Ketten in den Stuhl und hat Blatt und Geschirr, Schneller, Schnellerriemen usw. unter seiner Obhut. Der Vorrichter ist daher der eigentliche Weber, und da er die Aufsicht über den Stuhl hat, so hängt, vorausgesetzt, dass derselbe gut konstruiert ist, sehr viel in Bezug auf Masse und Beschaffenheit der Leistung von seiner Behandlung des Stuhles ab»[35]. (Hervorhebungen von mir.)



Meister und Weberinnen in einer englischen Baumwollweberei um 1830.
Bildquelle: Baines, E.: A history of the cotton manufacturer in Great Britain. London 1835, bei S. 234.

Mit dieser Form der Hierarchisierung der Arbeit konnte aber nur ein geringer Männeranteil in den Webfabriken erreicht werden. Als erfolgreicher erwies sich der zweite Weg der Arbeitsteilung, die Segmentierung des Arbeitsfeldes nach Maschinengrösse, Warenqualität, Mehrstuhlbedienung und Umfang der Arbeitsaufgabe. Auf diese Weise wurden mit der Begründung differenzierter Arbeitsanforderungen im Maschinenweben Männer- und Frauenarbeiten definiert. Mädchen und Frauen arbeiteten an schmaleren Stühlen in leichteren Qualitäten, bedienten weniger Maschinen und waren im Vergleich zu ihren männlichen Kollegen nicht an der Stuhleinrichtung beteiligt, während die Männer schwere Waren an breiten Maschinen oder Musterwaren auf Maschinen mit Jacquardeinrichtung sowie Samt, Spitzen, Tüll und Gardinen auf Spezialwebstühlen verfertigten. Diese Arbeitsteilung setzte das Bild von der zarten, schwachen Frau und dem starken Mann in Arbeitsorganisation um[36]. Das wiederum ermöglichte, die Differenz zwischen männlichen Familienlöhnen und weiblichen Individuallöhnen als Leistungsunterschiede zu objektivieren. Aus der Definition von Männer- und Frauenlöhnen konnten den Unternehmern aber durchaus auch wirtschaftliche Nachteile erwachsen, nämlich dann, wenn auf Grund der konkreten Arbeitsmarktlage auf Frauenarbeitsplätzen Männer beschäftigt werden mussten. Weil auch der Unternehmer die Geschlechterdifferenz hierarchisch dachte, hatte er bei der Beschäftigung beider Geschlechter in einer Abteilung den Männern einen höheren Lohn zu zahlen. Kein Geringerer als Max Weber



Maschinensticker und zwei Hilfskräfte (Aufpasserin und Einfädlerin) an einer 10-Yard-Schiffchenstickmaschine. Bildquelle: Clark, Graham W. A.: Cotton Fabrics, a. a. O., bei S. 76.

berichtete 1909 in einer Untersuchung über eine westfälische Leinenweberei, die Frauen und Männer an schmalen Webstühlen beschäftigte, dass den Männern eine Geschlechtszulage gewährt wurde[37]. Diese Geschlechtszulage erhielt später eine Verankerung in den Tarifverträgen. So legte der Tarifvertrag von Reichenbach in Schlesien 1927 fest: *«Die Weberarbeit an 2 schmalen Stühlen bis 145 cm Blattbreite gilt als Frauenarbeit; Männer, die diese Arbeit verrichten, erhalten einen besonderen, nicht akkordfähigen Zuschlag von 3,6 Rpfg. die Stunde»*[38].

Schliesslich versuchten die Männer auch die dritte Möglichkeit geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, die völlige Ausschliessung von Frauen. Besonders als sich im Dezennium nach 1865 die Verdrängung der Handweberei beschleunigte, häuften sich die Forderungen nach einem Verbot der Frauenarbeit an Kraftstühlen[39]. Ein direktes Verbot war im Zeitalter der Gewerbefreiheit nicht mehr durchsetzbar, wohl aber moralischer Druck auf der Basis verfestigter Denkmuster über die Geschlechtsrollen. Terrain eroberten die Männer überall dort zurück, wo durch Ansiedlung hausindustrieller Textilverarbeitung über die Sozialisation der Frauen als Hausfrau und Mutter ihre Rückkehr ins Haus erfolgte. Das war z. B. Anfang der 1860er Jahre in Plauen der Fall, als mit Ausbreitung der Stickerei die Frauen die Webfabriken verliessen und ehemalige Handweber ihre Plätze einnahmen[40]. Allerdings funktionierte dieser Weg als Lösung nur für wenige. Der grösste Teil der Handweber verblieb bis an das Ende des 19. Jahrhunderts im Hausgewerbe.

Inwieweit ist die Weberei als Fallbeispiel für den Einfluss des technischen Wandels auf die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung typisch, und inwieweit ist sie ein Sonderfall? Sie ist typisch insofern, als der hier ablaufende Segmentierungsprozess als ein generelles Handlungsmuster in allen Wirtschaftsbereichen erkennbar war. Auch anderswo wurden über die Definition geschlechtsspezifischer Arbeitsaufgaben durch die Organisation von Arbeit Leistungsunterschiede festgelegt und damit die Geschlechterhierarchie im Arbeitsprozess reproduziert. Die Weberei ist aber auch ein Sonderfall und zwar insofern, als hier die Geschlechterkonkurrenz um gleichartige Arbeitsplätze virulent blieb, da es nicht gelang, den Beruf Weber eindeutig geschlechtsspezifisch zu definieren, um damit eine strenge Geschlechtertrennung im Arbeitsprozess durchzusetzen. Somit blieb die Aufteilung von Männern und Frauen in der Weberei stark abhängig von der konkreten Arbeitsmarktlage.

Das typisch «Weibliche» oder typisch «Männliche» erweist sich also nicht als eine anthropologische Konstante, die im Verein mit technischen Sachzwängen den Prozess der Entfaltung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung im Gefolge des technischen Wandels hinreichend erklärt. Vielmehr funktioniert es als Zuschreibung, um die in der Dreieinigkeit von Technikeinsatz, Qualifikation und Arbeitsorganisation erzeugte Hierarchie in der Geschlechterverteilung im Arbeitsprozess unter Bezugnahme auf gesellschaftliche Denkmuster des Geschlechterverhältnisses zu rechtfertigen. ■

37 Weber, S. 268.

38 Hauptergebnisse der amtlichen Lohnerhebung in der Textilindustrie im September 1927, in: Wirtschaft und Statistik, hg. v. Statistischen Reichsamt, Berlin 1928, Nr. 5, S. 163.

39 Vgl. Zachmann, Karin: Zum Zusammenhang von Frauenarbeit und Mechanisierung, in: Hefte zur Wirtschaftsgeschichte, Berlin 1990, Heft 2, S. 12–29, hier S. 22 f.

40 Vgl. Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer Plauen 1864, S. 202 f.